

## Literatur

## Er wollte kein lieblicher Schnörkel sein

Schön unzeitgemäß: Dem weltweit wachsenden Interesse an Robert Walser kommt die auf 45 Bände angelegte „Kritische Ausgabe“ sehr entgegen. Sie scheut keine Mühe – und gerät zum himmelblauen Monument der Schweizer Literaturgeschichte.

Robert Walser pflegte seine kleinen Prosatexte mit dem Vermerk an die Redaktion zu senden, wenn man sie nicht brauchen könne, solle man sie gleich in den Papierkorb werfen. Den Dichter verglich er mit einem unbrauchbaren Möbel. Walsers an Kleinheitswahn grenzende Bescheidenheit war wohl nicht nur gespielt, gleichwohl entsprangen sein Stil der Absichtslosigkeit und seine scheinbar naive Andacht zum Kleinen und Gewöhnlichen einer bewusst gehandhabten Kunstfertigkeit, vor allem aber der Lust am sprachlichen Experiment. Als ihn der Literaturkritiker Eduard Kordy gar nicht einmal übelwollend als

gen Schlaf als umsichtige Persönlichkeit, die sich die Welt und den Prinzen erst einmal aufmerksam anschaut, bevor sie beide liebgewinnt. „Sie besaß ein recht intelligentes Köpfchen und war gescheiter, als wie sie glaubte, was immer besser ist, als wenn jemand klug zu sein meint, wo vielleicht das Gegenteil der Fall ist.“

Die feine und leise Gescheitheit, die sich Walser in einer ironischen Hybris des Dienenswollens ungeniert selbst attestierte, ist freilich ein Habitus, der sich auf die Schreibperson beschränkt. In der Berliner Boheme benahm sich der junge Schweizer zuweilen weder fein noch leise, zumal nach dem Genuss geistiger Getränke. Noch in der Heilanstalt von Herisau waren seine Ausbrüche gefürchtet. In der Krankenakte heißt es über den gewissenhaft seine Zimmerarbeit verrichtenden Patienten: „wird erregt, wenn ihm dabei jemand in den Weg gerät und kann dann recht massiv schimpfen“.

Obwohl die kleinen Prosatexte etwas gemein haben, was man die Dornröschenmaschine nennen könnte, wird jedes Stück dennoch umso rätselhafter, je aufmerksamer man liest. „Robert Walser schlägt einem von Mal zu Mal die Instrumente kaputt, mit denen man ihn erklären will“,

Dem stetig gewachsenen wissenschaftlichen Interesse scheint die auf 45 Bände angelegte „Kritische Ausgabe sämtlicher Drucke und Manuskripte“ zu entsprechen, die zugleich als elektronische Edition mit Suchfunktionen (Findbuch) erscheint. Keine kritische Edition aber entkommt gänzlich ihrer Herkunft aus dem positivistischen Biographismus, welcher der Intention des Autors kausal auf die Schliche kommen wollte. Was aber Intention bedeutet, ist bei kaum einem Autor so schwer zu ermessen wie bei Robert Walser, der den Schreibprozess analog zu Cervantes' Maler von Úbeda bestimmte. Der Schriftsteller schreibt, was eben dabei herauskommt. „Voreingenommenes verschwindet, das Ungesuchte findet sich ein, Unerwünschtes wird willkommen.“ Entsprechend gibt es bei Walser nur sehr selten Streichungen und Verbesserungen. Da entfällt ein Kerngeschäft der Editionsphilologie.

Gerade bei Walsers kleinen Texten zeigt sich die Unschärferelation des wissenschaftlichen Edierens: Bei der Dokumentation des rektifizierten Texts verwandelt sich derselbe. Walsers beiläufige Feuilletons, verfasst zur Erheiterung des eiligen Zeitungslesers, erscheinen nun, mit Fußnoten, editorischen Zeichen und Rezeptionsdokumenten versehen, in gewichtigen Bänden. Immerhin gewandt und bebündelt in einem Himmelblau, das Walser vermutlich als knäblich, also passend bezeichnet hätte.

Wie zur imaginären Rücksetzung in den Stand der Bleiwüstenunschuld ist aber jedem Text ein Schema beigegeben, aus dem die Platzierung auf der Zeitungsseite im Kontext der anderen Artikel ersichtlich ist. Die elektronische Edition enthält sogar Faksimiles der Zeitungen, in denen Walsers Stückchen erschienen. Da kann sich nun der Leser tiefsinnige Gedanken darüber machen, was der am 26. Juli 1929 im „Berliner Tageblatt“ erschienene Text „Auflauf“, in dem der Dichter von seiner Sehnsucht „nach einer Käseschnitte, von deren Oberfläche Butter herunterstürzt“, berichtet, um hernach mitzuteilen, er habe abends Apfelaufgang gegessen, mit Hoovers Abrüstungspolitik, Poincarés Gesundheitszustand, dem spanischen Marinebesuch im Stettiner Hafen oder mit Knut Hamsuns siebzigstem Geburtstag zu tun hat.

Die Herausgeber scheuen wirklich kei-

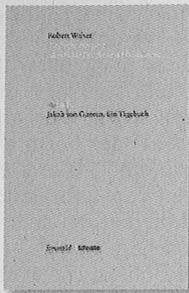


„lieblichen Schnörkel der Schweizer Literaturgeschichte“ bezeichnete, reagierte er gekränkt.

Allerdings hatten auch andere zeitgenössische Rezensenten Schwierigkeiten, die Texte Walsers ernst zu nehmen. Auf sein Spiel mit dem Niedlichen reagierten sie mit Adjektiven wie „reizend“, „graziös“, „fein“ und „humorvoll“, manch einer aber befand die Texte ob ihrer angeblichen Inhaltslosigkeit für langweilig. Franz Kafka konnte herzlich darüber lachen, während Hermann Hesse bei aller äußerlichen Liebenswürdigkeit auch das „beinahe verbrecherhafte Umkreisen dunkler Punkte im eigenen Wesen“ wahrnahm. Walter Benjamin schließlich sprach 1929 von der „Desperadostimmung“ in diesen Geschichten. Selbst Wilhelm Tell komme sich in Walsers Version „haltlos, klein, verloren“ vor. Die „unbeirrbare Oberflächlichkeit“ der Figuren aber komme davon, dass sie den Wahnsinn hinter sich hätten. Auch der Schweizer Nationalheld sehnt sich schon vor seiner Wahnsinnstat nach der Rückkehr in den Frieden des Familienlebens. Benjamin konnte nicht wissen, dass Walser den Wahnsinn damals noch vor sich hatte.

Exemplarisch für Robert Walsers Verfahren ist die Art und Weise, in der er die vertrauten Figuren des Volksmärchens aus der Naivität und der Zwangsläufigkeit des Mythischen befreit. Sein Dornröschen erwacht aus dem hundertjähri-

befand sein Namensvetter Martin Walser, der ihn als „Schweizer Urverwandten Kafkas“ sah. Kein Wunder, dass seine Texte inzwischen zum Lieblingsgegenstand einer internationalen Gemeinschaft rätselreicher Literaturwissenschaftler geworden sind, denen es um Sinngebung nicht zu tun ist. Walsers Figuren seien „Mitarbeiter an einem vollkommen überflüssigen Werk“, befand Giorgio Agamben.



**Robert Walser:  
„Kritische  
Ausgabe  
sämtlicher  
Drucke und  
Manuskripte“.**

Hrsg. von Wolfram Groddeck  
und Barbara  
von Reibnitz.  
Stroemfeld Verlag,  
Basel und

Frankfurt am Main, und Schwabe Verlag,  
Basel 2013.

Bd. I 4: „Jakob von Gunten“. Ein Tagebuch.  
Hrsg. von Hans-Joachim Heerde. 174 S.,  
geb., DVD, 40,50 €.

Bd. III 1: „Drucke im Berliner Tageblatt“.  
Hrsg. von Hans-Joachim Heerde. 408 S.,  
geb., DVD, 65,50 €.

Bd. III 3: „Drucke in der Neuen Zürcher  
Zeitung“. Hrsg. von Barbara von Reibnitz  
und Matthias Sprünglin. 518 S., geb., DVD,  
73,50 €.

ne Manuskript. So wenig ersuchen sie dem Leser, dass er ein Bedauern herauszuhören meint, wenn in dem Band „Jakob von Gunten – Ein Tagebuch“ scheinbar trocken zu lesen steht: „Da weder Emissionen erforderlich waren noch Differenzen zwischen erster und zweiter Auflage bestehen, entfällt der Apparat.“ So muss sich der Philologenelan mit Berichten über die Entstehung und Publikation des Romans und die Aufnahme in der zeitgenössischen Literaturkritik sowie Faksimiles der Handschrift begnügen. Für die literatur- und kulturwissenschaftliche Forschung ist die Dienstleistung in gewohnter Stroemfeld-Opulenz zweifellos ein Gewinn. Der Leser wird freilich weiterhin die handlichere, gleichwohl sehr reichhaltig kommentierte Ausgabe des Gesamtwerks bei Suhrkamp bevorzugen.

Die von allerlei staatstragenden Institutionen geförderte „Kritische Ausgabe“ erscheint dagegen als eine feierliche Erhebung des Werks zum Schweizer Nationalheiligtum. Das scheint nun gar nicht zu einem Autor zu passen, der sich von Anfang an über die „Helden der Feder“ lustig gemacht und zeit seines Lebens alle Kriterien des Klassischen und Wichtigen schelmisch ad absurdum geführt hat. Andererseits aber lässt sich das publizistische Unternehmen als große Geste der tätigen Liebe zu dem unvergleichlichen Chronisten des Kleinen und Nebensächlichen auffassen, die als schöne Unzeitgemäßheit auch den geneigten Leser Robert Walsers erfreuen mag, der sich die Ausgabe gar nicht leisten kann oder will.

FRIEDMAR APEL